

## Kapitel 1

SEI STARK.

Sei stark im Herrn, Lydia.

Stark im Herrn

Mit einem Blick aus tränenlosen Augen hatte Lydias Maam ihr diese Abschiedsworte zugeflüstert, als sie ihrer Tochter den Arm um die fast noch kindlich schmalen Schultern gelegt und sie zur Kutsche begleitet hatte, zu Henry, ihrem Mann, den sie kaum kannte. Sie war zu schüchtern und verwirrt gewesen, um mit dem wesentlich älteren Henry Gruber unbefangen zu plaudern. Stattdessen hatte sie immer wieder an die Worte ihrer Mutter gedacht. In Gedanken hatte sie ständig diesen Abschiedsgruß wiederholt, auch um das Heimweh zu unterdrücken, das ihr so zu schaffen gemacht hatte. Sie hatte tapfer sein wollen. Deshalb hatte sie den Kopf hoch erhoben gehalten und hatte unverwandt auf die asphaltierte Straße gestarrt, die sich wie ein schwarzes Band von Pennsylvania nach Ohio schlängelte, bis zum Städtchen Sugarcreek.

Als Lydia jetzt in der hintersten Ecke des weißen Pavillons saß, den man auf Henrys und ihrem Anwesen aufgestellt hatte, kamen ihr die beschwörenden Worte ihrer Mutter wieder in den Sinn.

Wie am Anfang ihres Lebens mit Henry klammerte sie sich erneut daran fest, während sie zusah, wie Englische im Nieselregen ihren Rasen überquerten, Gegenstände aus dem Besitz ihres verstorbenen Mannes in den Händen.

Sie war so damit beschäftigt, ihre Trauer nicht zu zeigen, dass sie nicht merkte, wie der Auktionator auf sie zukam.

"Mrs Gruber?"

Sie wandte sich um, als sie die Stimme von Mr Cohen hörte. Freundlich, beinahe aufmunternd nickte er ihr zu.

War es so weit? Die von ihr so gefürchtete Versteigerung war zu Ende. War es tatsächlich überstanden?

Mr Cohen stand vor ihr, in der Hand einen dicken, cremefarbenen Briefumschlag. Jetzt war sie ganz sicher. Im leeren Zelt standen nur noch die Stühle. Die Versteigerung war vorüber. Es war zu Ende. Die letzte öffentliche Handlung nach Henrys Tod war abgeschlossen. Fast alles, was er in seinem Leben besessen hatte, war von fremden Leuten weggetragen worden. Das Gefühl, dass es jetzt endgültig vorbei war, durchfuhr sie wie eine erneute Welle der Angst, noch stärker als die erste. Obwohl sie viel zu jung war, um dieses Zittern in den Beinen zu spüren, fühlten sich ihre Gliedmaßen an wie die eines neugeborenen Fohlens, als sie sich mühsam von ihrem Klappstuhl erhob und endlich dem korpulenten Auktionator gegenüberstand.

"Es ist alles hier drin, in dem Briefumschlag." Mr Cohen sprach leise und langsam, als ob er vergessen hätte, dass er normalerweise die zu versteigernden Artikel so laut und schnell wie ein Maschinengewehr anpries.

"Fast alles Bargeld, aber es sind auch ein paar Schecks dabei."

Als sie vor wenigen Tagen auf dem Sofa gesessen hatte, ihre Bibel auf dem Schoß, und dabei Henrys leeren Platz auf dem Sessel betrachtet hatte, waren die Bibelverse vor ihren Augen verschwommen. Sie hatte sich vorgestellt, wie dieser Augenblick sein würde. Aber damals hatte sie noch nicht gewusst, wie es sich anfühlen würde, wenn sie alle Habseligkeiten von Henry verlieren sollte. Sie hätte es auch nicht wissen können.

Die gemeinsam mit ihm verbrachten Jahre hatten sie mit Henry zusammengeschweißt, mehr als ihr Zusammensein in dem engen Raum der Kutsche in den ersten Tagen ihrer Ehe. Sie meinte, der Schmerz müsste ihr das Herz zerreißen, als sie einen unangenehmen Geschmack im Mund spürte. Wie war das möglich? Blieb vom Leben ihres Mannes auf Erden nichts mehr als ein kleiner, mit Geldscheinen gefüllter Briefumschlag?

Entschlossen schluckte sie die aufsteigende Übelkeit herunter. Am liebsten hätte sie diesen Augenblick für immer vor sich hergeschoben. Sie hielt sogar inne, um die Knitterfalten aus ihrem langen schwarzen Rock zu glätten, als ob es lebenswichtig sei, die Spuren des stundenlangen Sitzens von dem frisch gebügelten Kleid zu beseitigen. Und doch wusste sie, dass sie diesen Moment nicht länger hinauszögern konnte. Lange unterdrückte Tränen brannten ihr in den Augen, als sie sich zwang, ihre Hand nach dem braunen Briefumschlag auszustrecken, den der Auktionator ihr hinhielt.

Obwohl die Luft unter dem Dach des Pavillons feucht und stickig war, fühlte sich der Umschlag in ihrer Hand seltsam kalt an. Lydia zog den Schal fester um ihre Schultern und versuchte zu sprechen. Ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie brachte noch nicht einmal das Wort danke heraus. Und so neigte sie bloß ihren Kopf zu einem stillen Dank. Der Rand ihrer Kapp, ihrer Gebetshaube, verbarg ihr Gesicht vor seinen Blicken.

"Es sind nicht viele Sachen übrig geblieben. Nur ein paar, die sich nicht verkauft haben." Mr Cohen sprach rasch weiter. "Die Werkzeuge vom Holzplatz und die Rasenornamente, die er gemacht hat, sind sehr schnell weg gewesen. Das haben Sie bestimmt bemerkt."

Aber sie hatte gar nichts bemerkt. Sie hatte sich gezwungen, nicht zuzusehen oder zuzuhören, weil sie nicht wissen wollte, wer Henrys Habseligkeiten kaufte. Sie wartete bloß ab, ob jemand Fragen zu den Sachen stellen wollte. Aber die wenigen Amish-Leute und die vielen Englischen, die vorbeigekommen waren, hatten keine Fragen gehabt.

Dafür gingen ihr selbst so viele Fragen durch den Kopf. Fragen nach dem Warum und dem Wie quälten sie ständig und raubten ihr in den letzten Wochen den Schlaf. Und noch immer schien Gott keine Antworten für sie parat zu haben.

"Ich kann die übrig gebliebenen Sachen Ihres Mannes ins Auktionshaus bringen, wenn Ihnen das weiterhilft", schlug er vor. "Ich habe meinen Kleinlaster hier."

"Nee, nee, Mr Cohen." Plötzlich konnte sie wieder sprechen. "Ich danke Ihnen, aber ich möchte Sie nicht damit belästigen. Das kann ich doch machen."

Sie holte tief Luft, weil sie sich unwohl fühlte. Gleichzeitig überlegte sie, wie oft sie hin- und herfahren müsste, um die übrig gebliebenen Sachen in die Stadt zu bringen. Sie hatte die Kutsche nur selten selbst gefahren. Henry hatte wie üblich auch hier die Zügel in die Hand genommen, wie bei fast allem in ihrer Ehe.

Aber diese Arbeit musste unbedingt erledigt werden. Die Lebenden durften nicht an den Besitztümern der Toten festhalten. Sie durften nicht gehortet oder gesammelt werden wie Schätze, denn es könnte ja passieren, dass man geliebte Menschen zu Götzen machte. Obwohl es ihr schwerfallen würde, musste sie es irgendwie schaffen, die Sachen loszuwerden.

"Wenn Sie meinen Dann räumen Josh und ich die Sachen in Ihre Scheune." Der Auktionator nickte seinem älteren Sohn zu. Der junge Mann hatte bereits begonnen, die übrig gebliebenen Habseligkeiten von Henry zusammenzustellen. "Dann bauen wir jetzt noch den Pavillon ab und sind dann weg."

"Das wäre guud, Mr Cohen. Ich danke Ihnen."

Der Auktionator nickte bestätigend. Mit einem letzten Blick voller Mitgefühl wandte er sich um.

"Oh, Mr Cohen!", stieß sie plötzlich hervor, weil ihr einfiel, dass Henry nicht mehr da war, um die geschäftlichen Dinge zu erledigen. "Sie haben doch Ihre Gebühr von der Geldsumme abgezogen, oder?"

"Offen gestanden, Mrs Gruber, unter diesen Umständen " Der Auktionator blieb stehen und strich sich nachdenklich über das Kinn. "Ich hätte ein schlechtes Gewissen, wenn ich eine Gebühr verlangen würde. Das ist das Mindeste, was ich tun kann. Ich meine, Ihr Mann - ich habe ihn nicht gekannt. Aber er war zusammen mit den anderen Feuerwehrleuten dort - freiwillig. Er hat versucht zu helfen. Und wenn das Feuer die anderen Gebäude neben der Kirche erfasst hätte " Er stieß einen erleichterten Seufzer aus. "Wir alle sind dankbar, dass

es nicht so weit gekommen ist."

Sie hatte gehört, dass die gesamte Hauptstraße von Sugarcreek in Flammen aufgegangen wäre, wenn sich das Feuer weiter ausgebreitet hätte. Aber sie war es nicht gewohnt, für eine geleistete Arbeit nichts zu bezahlen. Es fühlte sich irgendwie falsch an.

"Aber Sie waren den ganzen Tag hier", gab sie zu bedenken. "Und wir haben uns über eine Gebühr geeinigt, und "

Er hob die Hand, um sie am Weiterreden zu hindern. "Schon gut."

Es war eine freundliche Geste, die sie ruhig annehmen konnte. Trotzdem war sie innerlich zerrissen. Henry hätte so etwas nie getan. Er hätte protestiert und darauf bestanden, den Auktionator zu bezahlen. Aber in diesem Moment fühlte sie sich unendlich müde und zu erschöpft, um mit dem Mann zu diskutieren. "Dann danke ich Ihnen noch einmal für Ihre Hilfe, Mr Cohen."

"Wenn Sie etwas brauchen "

Dieses Angebot trieb ihr erneut die Tränen in die Augen. Seit Henrys Tod sagten die Leute das zu ihr, Leute, die sie nicht kannte. Sie kamen an ihre Tür. Die einen brachten eine warme Mahlzeit mit, die anderen drückten ihr Beileid aus. Ihre Gesichter waren ihr unbekannt. Es gab so viele Fremde in dieser kleinen Stadt, in der sie doch schon so lange wohnte.

Aber wenn sie ehrlich zu sich selbst war, dann wusste sie gar nicht, was sie brauchte - außer Henry natürlich. Er hatte jede Minute ihrer Tage geplant, jedes Jahr ihres Lebens. Und jetzt konnte sie bloß den nächsten Augenblick planen.

Als die Männer den Pavillon abbauten, wurde der Regen stärker. Und in diesem Moment wusste Lydia genau, was sie brauchte. Sie musste endlich ins Trockene. Gedämpfte Motorengeräusche ließen sie innehalten. Als sie sah, wie die letzten Englischen mit ihren Autos wegfuhr, erfüllte sie eine tiefe, quälende Sehnsucht, die ihr fast den Atem nahm. Wenn sie doch bloß eine von ihnen sein könnte. Wenn sie doch bloß ein Auto fahren könnte, dann würde sie weit wegfahren. So weit, bis sie an einen Ort kam, wo sie Trost finden könnte in ihrem Schmerz, wo diese tiefe Trauer in ihr einfach aus dem Autofenster fliegen und sich verflüchtigen würde.

Aber das war eine dumme Idee, oder nicht?

Denn egal, wohin sie ging, Henry wäre nicht mehr da. Er hatte sie für immer verlassen. Für immer. Dieser Wahrheit musste sie sich stellen.

Sei stark, Lydia.

Sei stark

Endlich liefen ihr die aufgestauten Tränen über die Wangen. Sie löste sich von dem Anblick der abfahrenden Autos und lief durch das regennasse Gras zurück ins Haus, wo sie zusammen mit Henry gelebt hatte.